

Das Weltgericht wird vertagt.
Die Internationale Hegel-Gemeinde traf sich – wie alle sechs Jahre – in
Stuttgart

Von Rudolf Maresch

Wenn Besucherzahlen Auskunft über die Prominenz und Popularität von Themen und Personen geben, dann rangiert die Philosophie Hegels derzeit ganz unten auf der Beliebtheitsskala. Zumindest bei Massenmedien und beim Publikum. Nur knapp 150 Leute – die 60 Redner und Moderatoren bereits eingeschlossen – fanden den Weg nach Stuttgart, um sich der Präsenz und Aktualität des Hegelschen Denkens zu vergewissern. Dieses Desinteresse am bedeutendsten Vertreter alteuropäischen Denkens überraschte. Und zwar nicht nur, weil vor sechs Jahren, als im Bann der Postmoderne-Debatten an selber Stelle um diverse „Vernunftbegriffe in der Moderne“ gerungen wurde, noch an die 600 Philosophen die Liederhalle bevölkert hatten. Sondern vor allem auch, weil das Thema der Tagung: „Die Weltgeschichte – ein Weltgericht?“ von den Veranstaltern geschickt und treffend gewählt worden war – sowohl im Hinblick auf das zu Ende gehende Millennium mit seinen diversen millenaristischen Strömungen, als auch im Hinblick auf die derzeitigen weltpolitischen Problemlagen.

Auch wenn an den philosophischen Akademien eine gewisse Ermattung und Müdigkeit gegenüber den universalistischen Ausdeutungen Hegels eingetreten ist – seine aufs Ganze zielende Philosophie ist trotz oder gerade wegen des Verlustes sozialistischer Zukunftserwartungen, des Aufkeimens neuer politisch-theologischer Messianismen, national-ethnischer Begradigungen und blutiger Kriege im Südosten Europas, sowie der Selbstermächtigung der NATO zum Weltpolizisten und „Hüter des Rechts“ (C. Schmitt) einerseits, und der dadurch entbrannten Diskussionen um Weltbürgerrecht, Weltinnenpolitik und Weltstaat andererseits, unverhofft und unerwartet auf die Agenda des philosophisch-politischen Diskurses zurückgeholt worden.

Kein Blick für das, was an der Zeit ist.

Doch wer von den Hegelianern gescheite Zeitdiagnosen oder gar kluge Antworten auf diese weltgeschichtlichen Konstellationen erwartet hatte, wurde in Stuttgart enttäuscht. In den Betrachtungen, Reflexionen und Diskussionen spielten Weltmarkt, Welthandel und Kriege kaum eine Rolle. Von jenen Worten, die den Beobachter seit seiner Studienzeit begleiten, die Philosophie habe die Aufgabe, jenes „Wissen, das an der Zeit

ist“ in Gedanken zu packen, wollten die Hegelianer nichts wissen. Unberührt von der Welt „da draußen“ betrieben sie Nabelschau: sie machten in Historie und/oder exegierten die einschlägigen Texte – und das nicht ohne einen gewissen Sarkasmus über den mangelnden öffentlichen Zuspruch. Den Orten und Plätzen, wo der Weltgeist derzeit west, die alteuropäische Weltgeschichte noch mal eingeschrieben: auf dem Amselfeld, und zugleich entsorgt wird: auf dem Weltmarkt, schenkten die Hegelianer keine Aufmerksamkeit. Stattdessen ließen sie die Eule der Minerva aufsteigen, die bekanntlich mit ihrem Flügelschlag erst in der Dämmerung beginnt. Solange Pulverdampf und Rauchschwaden über dem Kosovo liegen, die Kontrahenten sich mit miesen Finten und Tricks, B-52 Bombern und Deportationen gegenseitig traktieren; oder solange die Weltgesellschaft nur als diffuses Gespenst am Horizont der Nationalstaaten aufscheint, scheut der hegellisierende Philosoph klare Urteile. Diese können erst ex post, also nachdem die Weltgeschichte darüber Recht gesprochen hat, vom Philosophen entschlüsselt und gedeutet werden. So jedenfalls der Präsident der Hegel-Vereinigung, Rüdiger Bubner, zum Abschluß der Tagung. Und so jedenfalls der Geschichtsphilosoph Reinhardt Koselleck, der dem Historiker die Verpflichtung zu „bonum et incorruptum“ ins Stammbuch schrieb.

Intellektuelle Schnellschüsse vermeiden

Nun ist eine solche Haltung, der Versuch, Distanz zu den Dingen, Bezügen und Ereignissen herzustellen, nicht grundsätzlich zu verdammen. Schon allein der vielen dummen und vorlauten Wortmeldungen der letzten Wochen und Monate wegen, die von politisch sich selbst mandatierenden Intellektuellen anläßlich des Krieges auf dem Balkan zu hören waren. Hegelianer nehmen ja für sich in Anspruch, das Schalten und Walten der Vernunft in der Geschichte zu entziffern, ihren Vollzug zumindest mit Vernunft, und nicht als kontingenten Ablauf blutiger Schlachten und von Unheil zu betrachten. Da könnte zu rasches Kombinieren, Urteilen und Werten zu Fehldeutungen verleiten. Doch zehn Jahre nach dem Fall der Mauer, die ein exponentielles Wachstum von Märkten und Medien, eine neue Weltordnung und die Heraufkunft von Weltgesellschaft auslöste; oder jetzt nach 75 Tagen Dauerkrieg am Boden, in der Luft und um die öffentliche Meinung könnte man meinen, daß auch Hegelianer, die ansonsten nur dem Wirken des Weltgeistes hinterherhinken, sich berufsmäßig mit der Dialektik von Allgemeinem und Besonderem beschäftigen und gelernt haben, den souveränen Nationalstaat als die Inkarnation von Sittlichkeit zu verteidigen, mehr zu

den politischen, technischen und ökonomischen Transformationen des letzten Jahrzehntes zu sagen gehabt hätten als daß man dazu eben nichts zu sagen wagt.

Immerhin traute sich Rüdiger Bubner zum Abschluß der Tagung aber dann doch, die „paternalistischen“ Verstiegheiten eines bekannten deutschen Philosophen anzuprangern. Der hatte nämlich merkwürdigerweise seinen einst selbst explizierten Diskursvorgaben widersprochen, als er „den Luftkrieg in moralphilosophischer Absicht“ mit einem Vorgriff auf ein erst noch herzustellendes Weltbürgerrecht legitimiert hatte. Nicht der performative Selbstwiderspruch, in den sich der Frankfurter Philosoph verwickelt hatte, die kantische Anmaßung der Moral gegenüber dem Recht war es, die den Hegelianer Bubner in Rage brachte. Und das war wiederum verständlich. Denn nach Lesart eines Hegelianers kann nur ein Weltstaat, der die Sittlichkeit der Sitte verkörpert, sich dieses Recht herausnehmen. Von dem ist aber bis auf weiteres nichts zu sehen. Außer man setzt die Pax americana bereits mit ihm gleich.

Die Geburt der Geschichte aus dem Recht

Wann überhaupt von Geschichte gesprochen werden könne, wie ihr Begriff sich im Laufe der Zeit wandle, ob in ihr eine höhere Gerechtigkeit walte, sie überhaupt zu Ende oder was von ihr in der Zukunft noch zu erwarten sei, waren die stets wiederkehrenden Themen und Fragen, die die Redner anschlugen.

Eine gängige Meinung besagt, daß Geschichte etwas mit Kultur zu tun hat und mit stratifizierten, sprich staatlichen Organisationen beginnt. Der Ägyptologe Jan Assman widersprach dieser Vorstellung. Geschichte entsteht für ihn „aus dem Geist des Rechts“. Erst der Gedanke der Schuld bringt die Idee der Gerechtigkeit, und damit Sinn in die Geschichte. Was vorher nach einem ungeordneten Konglomerat kontingenter Einzelereignisse aussah, nach insulären Erzählungen, Mythen und Dramen, wird jetzt in einen linearen Sinnzusammenhang gebracht. Die Intervention von Göttern erscheint den Menschen beispielsweise in Mesopotamien als die Abfolge von Heil und Unheil. Verträge, Eid und Zorn stiften den zwischenstaatlichen Zusammenhalt unter den polyzentrisch angeordneten Kleinstaaten. Mit dem Neuen Bund, den die Juden mit Gott schließen, kommt schließlich die Zentralperspektive in die Welt. Der Gedanke „der“ Menschheit entsteht und „die“ Geschichte wird in einen kohärenten und immanent sich vollziehenden Gesamtzusammenhang umgedeutet, nach deren Abschluß der Weltenrichter auf die Menschen wartet, um diese zu richten nach ihren guten und bösen Taten. Maimonides, einer der Ideengeber und Gründer des jüdischen Staates, wiederum

eskamotiert im 12. Jahrhundert Gott aus der Geschichte. Seitdem taucht er in der jüdischen Geschichte nur noch als das auf, was Hegel später die „List der Vernunft“ nennen wird. Auf diese Weise wird sie, nach der Idee der Gerechtigkeit, zum zweiten Generator von Geschichte. Überraschenderweise spielten die Materialitäten der Kommunikation in Assmanns Ausführungen keine Rolle. Dies verwunderte. Denn gerade Stein und Keilschrift sind für die Gesetzgebung, die Durchsetzung des Rechts und den politisch-sozialen Zusammenhalt der mesopotamischen Kleinstaaten von allergrößter Wichtigkeit gewesen.

Verarbeiten von Enttäuschungserwartungen

Daß in der Weltgeschichte sich eine Art Weltgericht vollzieht – diese jüdisch-christliche Weisheit bezog Hegel einst von Friedrich Schiller. Der Freund, Dichter und schwäbische Landsmann Hegels deutete die Weltgeschichte nicht als Gegenstand, der sich nach Abschluß des Lebens ereignete, sondern als Vollzug des Weltgerichts selbst. Verarbeitete Schiller bei seinem Transfer jenseitiger Heilsvorstellungen ins Diesseits ausschließlich persönliche Enttäuschungen, um durch Hingabe (resignatio) ein Kind Gottes zu werden, erkennt Hegel in dieser Dichterzeile den Startschuß für den Beginn der Geschichte im Kollektivsingular. Ihr einziger Adressat wird ein Subjekt namens „die“ Menschheit. Das menschliche Ich wird bedeutungslos, Volksgeister (Kollektive, Nationen, Kulturen), mitunter auch welthistorische Individuen (Staatengründer, Kriegsherren, Gesetzgeber), sind die geschichtlichen Akteure, derer sich der Weltgeist bedient, um Weltgericht zu halten. Sündenfall und Jüngstes Gericht, jenes christliche Erbe, das Hegel leugnet, wird dem geschichtlichen Werden der Welt eingeschrieben. Vor der Geschichte und in der Zeit muß sich seitdem ausweisen, was als „Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit“ zu gelten hat.

Die Krise als Dauerzustand

Diesem hegelschen Optimismus erteilte Reinhardt Koselleck, Nestor der deutschen Geschichtsschreibung, eine klare Absage. Er mahnte die Zuhörer zur Einsicht, daß Geschichte seit ihrer Temporalisierung zur Dauerkrise geworden ist. Die Frage, ob es eine Gerechtigkeit *der* Geschichte geben könnte, wies er zurück. Die Geschichte lasse keine Gerechtigkeit in diesem empathischen Sinn zu. Weder sei „höhere Gerechtigkeit“ für Menschen einsehbar, noch gebe es ein Erfolgsrezept, nach deren Anleitung Völker oder Individuen geschichtlich handeln könnten. Der Historiker demonstrierte das an

Taten Adolf Hitlers und Josef Stalins. Beide operierten bisweilen mit der Prämisse: Vernichtet man frühzeitig eine kleine Anzahl von Feinden, kann man sich durch diese Tat später manch größere Übel ersparen. Daß mit derartigen Vorhersehungsstrategien nach utilitaristischer Kosten-Nutzen-Analyse, das Wohlwollen des Weltgeistes nicht zu gewinnen ist, der „Gerechtigkeit“ schon gar nicht zum Sieg verholfen werden kann, ist leicht einzusehen. Allerdings vermeinte Koselleck, gelegentlich Gerechtigkeit *in* der Geschichte wahrzunehmen. Beispiele für seine Behauptung gab er leider nicht.

Heimatloser Enthusiasmus

Ob das Zeitalter der Revolutionen zu Ende gehe, fragte tagsdrauf der Historiker Heinz-Dieter Kittsteiner – und bejahte dies sogleich. Das Reformieren habe die kommunistischen (Marx) und heroischen (Nietzsche) Revolutionen abgelöst. Der Weltbürgerkrieg des 20. Jahrhunderts habe nicht bloß gezeigt, daß man Geschichte nicht machen kann. Mehr noch: Blutopfer, Leid und Verwüstungen, die er über Europa gebracht habe, erinnerten daran, daß das nicht einmal mehr wünschenswert ist. Angesichts des entfesselten Weltmarktes, der keine Handlungsträger, Personen, Gruppen oder Organisationen mehr kenne, sei von all dem revolutionärem Überschwang dieses Jahrhunderts nur noch ein „heimatloser, frei schwebender Enthusiasmus“ übrig geblieben. Kittsteiner erinnerte in diesem Zusammenhang an das schnelle Schwinden der Begeisterung, die anfänglich in den Medien und unter der Bevölkerung für die gerechte Sache „Kosovo“ geherrscht hatte. Offenbar sei so ein Affekt für das Gute nur noch für kurze Zeit entwickelbar, vor allem dann, wenn gewahrt wird, wohin derartiger Tugendterror führen kann. In dieses Bild paßte dann, daß Christoph Menke Revolutionen mit dem Kantkritiker Edmund Burke als „monströs und tragikomisch“ bezeichnete. Monströs, weil sich hinter ihnen eine „Logik der Selbstüberbietung“ verberge: die Rede von der Permanenz der Revolution; tragikomisch, weil Revolutionen immer eine andere Wendung nehmen, als von ihren Protagonisten vorhergesehen: der Gedanke von der „List der Vernunft“. Menke griff auf den jungen Marx zurück und vermutete in Gefühlen der Erniedrigung, Verletzung und Mißachtung Motive für Revolutionen, schloß Revolutionen aus solchen Motiven für die Gegenwart aber aus. Menke bestätigte damit indirekt die Behauptung des Moderators Axel Honneth. Der hatte mit Blick auf die 89er Ereignisse vom Beginn einer nachrevolutionären Ära gesprochen. Seit diesem friedlichen Massenprotest bliebe nur noch die Liberalität als normative Richtschnur. In den Triumphalismus, den der Neo-

Liberalismus jüngst anschlägt, wollte der Anerkennungsdiagnostiker allerdings nicht einstimmen. Er bevorzugte stattdessen ein Konzept des Tragischen, das von der Erwartung zehrt, dem Markt-Liberalismus mal eine moralische Vision von Demokratie entgegenzustellen.

Was wirklich ist, ist vernünftig

Von solcher Anerkennungsdiagnostik hielt Norbert Bolz verständlicherweise wenig. Den versammelten Hegelianern empfahl er vielmehr, von der Wirklichkeit zu lernen, statt sie zu belehren. Vom einstigen Attentismus des Weltgeistes, vom Voluntarismus der Utopie, sei heute nur noch Utopieforschung und Utopiekritik übrig geblieben. Zeige das Andauern dieser Forschung das Unvermögen der Utopie, zeichne sich die Kritik durch Humorlosigkeit aus. Den „Zukunftsgewißheitsschwund“, den Bolz mit Lüge in der Gegenwart ausmachte, wollten die Menschen nicht so ohne weiteres akzeptieren. Deswegen gäbe es jetzt Trendforschung und Futurologie. Beiden hätten die Funktion, die Zukunft von allzu hohen Zukunftserwartungen zu entlasten und die Risikobereitschaft der Wirtschaft zu erhöhen. Da waren sie also, die Nachfolgekandidaten, die das Loch füllen sollen, das der Verlust der Utopie im Bewußtseinshaushalt der Menschen hinterlassen hat: Komplexitätsmanagement und Risikobewußtsein. Die Ungewißheit zu lieben, das Unentscheidbare zu entscheiden, auf Prinzipien oder Programme zu verzichten und mit der Möglichkeit der Abwählbarkeit verbrauchter oder unfähiger Regierungen in die Zukunft zu reisen, wirkte in diesem Rahmen keck gesprochen. Und doch offenbarte diese Rede wieder mal die eklatanten Schwächen des konstruktivistischen Diskurses. Abgesehen davon, daß natürlich nichts so ungewiß ist wie die Rede über die Ungewißheit, stößt die Möglichkeitsrhetorik doch regelmäßig dort an ihre Grenzen, wo Institutionen und die Schwerkräfte der Kommunikation ins Spiel kommen. Vor allem die jetzige Regierung, in der viele ehemalige „Gesinnungstäter“ aktiv sind, kann ein Lied davon singen, wie schwer es ist, den Tanker Deutschland auf neuen Kurs zu programmieren.

Selbst-Theologisierung

Schließlich erfuhr die in akademischen Ritualen erstarrte, von manchen Verwaltern des Weltgeistes, der Vernunft und der Geschichte bestrittene Veranstaltung wider Erwarten doch noch ihren intellektuellen Glanzpunkt. Hans Ulrich Gumbrecht zeigte den wenigen Zuhörern, auf welchen Höhen sich der Diskurs in Stanford bewegt, wie an

amerikanischen Eliteuniversitäten Fragen gestellt und Probleme behandelt werden. Nur mit Spickzetteln bewaffnet, dafür mit viel Esprit, geschliffener und scharf pointierender Sprache überraschte er den Philosophen Odo Marquardt, Moderator der Sektion, und die Zuhörer mit einer ausgefeilten Deutung des Verhältnisses von Geschichtsschreibung und Rhetorik. Vor allem letztere hat durch die Cyberhypes des letzten Jahrzehnts und die performative Kraft der Massenmedien neue Aktualität bekommen. In Niklas Luhmanns Gesellschaftstheorie hat sich dies ebenso niedergeschlagen wie in der Kommunikationsästhetik von Norbert Bolz.

Gumbrecht nahm sich Politikerreden vor, die zwischen 1789 und 1945 in Deutschland gehalten wurden. Dabei machte er vier Typen ausfindig: Reden, die von „Sonnenaufgängen“ faseln, von „Samen, die zu keimen beginnen“; Reden, die „Gott und die Götter“ anflehen, sie auf ihre Seite zu ziehen versuchen; Reden, die „Durchhaltevermögen predigen“ oder an das Volk appellieren, die „Zeichen der Zeit“ endlich zu erkennen; und schließlich Reden, die Erlösung versprechen, ein goldenes Zeitalter, das entweder durch Sünden in der Gegenwart verschenkt wird, oder zu Investitionen (Opfern) animiert, die das Verlorene rückgängig machen. Es überraschte nicht, daß spätestens seit 1880 die Selbsterlösungsmetapher in der politischen Rhetorik dominiert. Der Erlösungsmythos ist weit wirksamer als das Schwadronieren von Sonnenaufgängen. Gumbrecht wies wiederholt auf das Fiume-Abenteuer des Dichters d’Annunzio hin, wo das Diffundieren des Religiösen in die politische Rhetorik in seiner „reinsten Form“ zu beobachten ist. Deswegen kann dieses Ereignis auch als Fanal des Faschismus in Europa gedeutet werden. Der Stanfordprofessor sprach sogar von einer Art Selbst-Theologisierung, die, seitdem das erste Massenmedium der Welt, das Radio, sich einmischte, die politische Rhetorik ergriffen habe.

Selbst-Immunisierung gelingt nicht

Und so konnte der Beobachter doch noch etwas Bedenkenswertes mit nach Hause nehmen. Auch anno 1999 präsentiert sich die Erlösungsmetapher in großer Breite und gesellschaftlicher Dichte. Die neuerliche Hinwendung zur Natur, die Mythen des Cyberspace, die Dominanz des Kunstreligiösen, die Neigung zum Esoterischen und Sektentum, die Ästhetisierung von Fakten und Ereignissen durch Massenmedien demonstrieren dies. Sie weisen auf das Fort- und Weiterwirken des Theologischen hin – trotz oder gerade wegen der Entzauberung der Welt durch Technik und Wissenschaft. Die Appelle an Zukunftserwartungen, Heils- und Erlösungsvorstellungen gehören nach

wie vor zum Alltagsgeschäft des politischen Diskurses. Vor allem Politiker bedienen sich ihrer gern. Man braucht da gar nicht an Milosevich, Izetbégovic oder Tjuchman zu denken oder über andere Gegen- oder „nachholende“ Revolutionäre die Nase zu rüpfen. Auch hierzulande häufen sich jene Sonntagsreden, die „historische Augenblicke“ ausmachen, von der „Gnade der späten Geburt“ oder vom „Geschenk der Einheit“ erzählen, oder gar von „Nie wieder“- oder „Nie mehr“-Missionen schwafeln. Die Entzauberung und Selbstimmunisierung des nachmetaphysischen Diskurses scheint jedenfalls nicht zu gelingen. Trotz jahrzehntelanger Metaphysikkritik zeigen sich die Menschen für politische Romantiken anfälliger als die diskursethisch Gebrochenen oder wir soziologisch Gegenaufgeklärten gemeinhin an- oder wahrzunehmen gewillt sind.

„Es wandelt die Nacht unser Geschlecht“ notiert Hölderlin, Freund und Zimmergenosse Hegels. „Das Wesentliche ist Geschenk, Gnade, Offenbarung“ heißt es später bei Carl Schmitt. Über „die Gabe des Aufgangs und Anfangs“ rätselt Jacques Derrida. Es könnte sein, daß dem Gegebenwerden eine unerwartete Karriere im 21. Jahrhundert bevorsteht.

Lappersdorf, 15.6.1999